

ESSAY

LAUTER KLEINE DIEDERICHE

FÜR DEN MUT ZUR ABWEICHENDEN MEINUNG / VON MIRIAM MECKEL



„Beckmann“-Talkshow mit hessischen SPD-Dissidenten*: „Die politische Kultur in Deutschland hat verlernt, Ambivalenz auszuhalten“

Diederich Heßling war ein weiches Kind, das am liebsten träumte, sich vor allem fürchtete und viel an den Ohren litt.“ So beginnt der Roman „Der Untertan“ des deutschen Schriftstellers Heinrich Mann. Deutschland hat noch immer viele Diederiche. Sie fürchten sich vor allem, aber am meisten davor: klar und eindeutig Stellung beziehen zu müssen, eine eigene Haltung zu entwickeln, die nicht schon durch die gängigen Erklärungsmuster der gesellschaftlichen Lautsprecher und Chefdeuter voreingenommen wurde. Und einige von ihnen leiden nicht nur an den Ohren, sondern mehr noch am Rückgrat und am Kopf.

In der deutschen Jurisprudenz hat sich das Konstrukt der „herrschenden Meinung“ durchgesetzt. Studierende der Rechtswissenschaften lernen schnell: Die „herrschende Meinung“ ist die sichere Bank. Wer abweichend argumentiert, wird oft abweichend bewertet – in der Regel heißt das: schlechter als die im Strom schwimmenden Kommilitonen. Und was im Recht funktioniert, wird auch gesellschaftlich funktionstüchtig sein. Die „herrschende Meinung“ ist immer schnell bei der Hand mit Interpretationen, die sich dann klebrig und zäh auf Ereignisse und Entwicklungen legen. Nicht selten lassen sie gerade aufkeimende Debatten erlahmen und ersticken – wie ein Spinnennetz, in dem jede Fliege bald aufhört zu zucken. Je mehr klebrige Fangfäden es im Argumentationsnetz der „herrschenden Meinung“ gibt, desto schneller geht das.

Deutschland brauchte mehr von denen, die sich getrauen, abweichender Meinung zu sein. Nicht um des Prinzips, sondern um des Arguments willen. So selten gibt es sie, dass jemand nur laut und in gediegener Atmosphäre „Ich nicht!“ rufen muss, um

zu behaupten, er bringe eine neue Farbe in die Eintönigkeit des jeweiligen gesellschaftlichen Diskurses. Marcel Reich-Ranicki ist dies gelungen, indem er bei der Verleihung des Deutschen Fernsehpreises lauthals gegen den „Blödsinn“ im Fernsehen wettete und sich weigerte, den Ehrenpreis anzunehmen. Eine durchaus unterhaltsame Inszenierung, die Folgen gehabt hat. Nur welche?

Da treten nun die Angepassten auf den Plan, preisen den vermeintlichen Regelbrecher, weil endlich Wohles feilgeboten wird. Da sind sie dabei! Der Redaktionsleiter einer Wochenzeitungsbeilage bejubelt eine Debatte, „wie es sie lange nicht gab“, und merkt gar nicht, dass kein einziges neues substantielles Argument angeführt wird, um die Rolle und Leistung des Fernsehens kritisch, aber zeitgemäß zu beleuchten. Da kommen all die Vertreter des Zentralkomitees Deutscher Fernsehkultur zu Wort, die sich in die sechziger Jahre zurückwünschen, als das Fernsehen noch gesellschaftliche Deutungshoheit hatte und ein erlauchter Kreis von Meinungsführern mühelos in der Lage war, die Interpretationsoligarchie aufrechtzuerhalten.

Der Neinsager bricht die Regeln, aber doch nur die der formalen Inszenierung herrschender Meinung. Mit einem begründeten und überzeugenden Kontrapunkt in einer Debatte hat dies gar nichts zu tun. Haben wir in der Folge von einem einzigen neuen Ansatzpunkt zum Verständnis des Fernsehens erfahren? Ich wüsste nicht, wo.

Ginge es nur um das Fernsehen, man müsste nicht verzweifeln. Wir stellten uns all die Diederiche vor, die Abend für Abend vor der Kiste sitzen, um in Gesellschaft eifertig in den Chor der Kulturelite einzustimmen: Schlimm, schlimm, was wir da sehen müssen! Es ist der Reiz der „Zugehörigkeit zu seinem unpersönlichen Ganzen“, zu diesem „maschinellen Or-

* Im Hintergrund ein Einspieler mit einem Beitrag der hessischen SPD-Fraktionsvorsitzenden Andrea Ypsilanti.

ganismus“, so schrieb Heinrich Mann, der Menschen zu seltsamen Positionen treibt. Und manch einen beglückt auch, wie der Autor wusste, „die kalte Macht, an der er selbst, wenn auch nur leidend“, teilhat und die ihn stolz macht.

Niklas Luhmann hat die Macht in seiner Systemtheorie als generalisierte Kommunikationsmittel im politischen System entworfen. Er hat dabei vermutlich nicht an Hessen gedacht. Aber die vergangenen Wochen lesen sich wie ein Anschauungsbeispiel für Luhmanns Theorie. Die Macht haben oder sie nicht haben, diese grundlegende Entscheidung hat Andrea Ypsilanti, ihren Unterstützerkreis und Teile der hessischen Landes-SPD angetrieben und schließlich scheitern lassen. Sie hat so lange am vermeintlichen Wohl des Landes gefeilt, bis das Werkstück brach. Vier Teile haben sich dann gelöst, kurz vor Schluss und Sieg.

Sind die vier Abgeordneten aufrechte Helden oder Abweichler? Sie sind Aufrechte, weil es ihr Gewissen sein mag, das sie zur letzten Entscheidung getrieben hat. Weil sie den Mut hatten und haben, für eine politische Überzeugung einzustehen, die nicht allein die Regierungsmacht für sich selbst und die eigene Partei über alles stellt. Aus der Sicht derjenigen, die den Prozess der Regierungsneubildung vorangetrieben haben, sind sie Abweichler, Spielverderber, gar charakterlose Verräter. Sie waren nicht mehr bereit, sich den Maßgaben der politischen Machtopion zu unterwerfen. Sie haben eine eigene Position im Spiel der Kräfte gesetzt. Das sieht man nicht gern im deutschen Parteiensystem, das mit Fraktionen den Zwang und mit Programmen die Linientreue etabliert hat.

Aber warum hat es so lange gedauert, bis drei von den vier ihr Gewissen „entdeckt“ haben, bis diese Menschen, die zeitweise aktiv an den Vorbereitungen für die neue Regierungskoalition mitgewirkt hatten, auch öffentlich redeten? Ein Grund dafür ist klar: Die politische Kultur in Deutschland hat es verlernt, auch Ambivalenz auszuhalten und auszutragen. Weil es wenige gibt, die sich öffentlich und frühzeitig trauen, eine abweichende Position einzunehmen. Weil sie es selten wagen, diese Position jenseits von „Beckmann“ oder „Kerner“ zu begründen und sich wirklich der öffentlichen Auseinandersetzung zu stellen. Es ist dieser binäre Code des „ganz oder gar nicht“, der sich wieder seinen Weg durch die deutsche Gesellschaft bahnt.

Wie die Diskussionen derzeit in Deutschland laufen, sind sie Beleg für die These des politischen Soziologen Robert Michels: „Die Demokratie führt zur Oligarchie.“ Wenige sagen den vielen, wo es langgeht. Sie stellen sich nicht den Argumenten anderer und vermögen auch nicht mit eigenen zu überzeugen. Auf Kritik an ihren Positionen reagieren die Meinungsoligarchen hart. Sie stellen nicht das Argument zur Debatte, sondern die Zugehörigkeit des Kritikers: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.“

So gibt es eine kulturelle Elite, die weiß, was im Fernsehen gut ist, und glaubt, dies als Setzung jeder Debatte entziehen zu dürfen. Selbst dann noch, wenn Millionen Menschen anderes sehen

wollen. Doof sind sie, die Massen, aber gut genug, das abzunicken und zu bezahlen, was die wenigen gern veranstalten.

So gibt es eine politische Elite, die glaubt, man könne auf die großen Diskurse über die Fragen unserer Zeit verzichten und stattdessen Stellvertreterkriege führen. Ein solcher hat Oskar Lafontaine zum politischen Oswald Kolle gemacht (hui, aber pfui) und der Linkspartei vermutlich mit zum Erfolg verholfen. „Nie mit den Linken“, „nicht in Hessen“, „vielleicht ja doch“, so lässt sich verkürzt der Diskurs in der SPD über die künftige Rolle der Linkspartei zusammenfassen. Eine politische Schlangenlinie, aber eine Linie.

So gibt es in Deutschland Vertreter einer Wirtschaftselite, die dann ihre Boni für verdiente Mitarbeiter spenden, wenn diese durch die Finanzkrise eh reduziert sind, und das Ganze wohlgesinnt in der Boulevardpresse feilbieten. Und es gibt sogar solche, die daran glauben, „anonyme Systemfehler“ hätten den gegenwärtigen Kapitalmarktkollaps ausgelöst. Welches System? Woraus besteht es denn? Aus denen, die die Entscheidungen treffen zum Beispiel.

Die Einschätzungen des Ökonomen Hans-Werner Sinn sind symptomatisch für die faule Stelle der politischen Kultur in Deutschland: Manager sind Sündenböcke, keine Sünder.

Das heißt, sie sind nicht verantwortlich, sie werden nur verantwortlich gemacht. Niemand ist verantwortlich. Es ist das System, das alles hervorbringt. Der Einzelne spielt darin keine Rolle. Mit diesen Formen der organisierten Verantwortungslosigkeit hat Deutschland historisch viel Erfahrung. „Wie wohl man sich fühlte bei geteilter Verantwortlichkeit und einem Selbstbewusstsein, das kollektiv war!“, so spottete einst Heinrich Mann. Die Zeitläufte garantieren eben nicht immer einen Lerneffekt.



Szene aus „Der Untertan“*: *Leiden am Rückgrat*

Wollen wir diese neue Form der Oligarchie aus Verantwortungskneifern und Positionsvermeidern? In der die Kritik am Andersdenkenden – wenn überhaupt – mit wohlfeilem Anspruch aufs Rechthaben formuliert und absolut gesetzt wird? In der die Ambivalenz des Arguments keine Rolle mehr spielt und die abweichende Position nicht mehr geduldet, ge-

schweige denn gewünscht wird, um sie öffentlich verhandeln zu können? Wollen wir uns wieder als Volk kleiner Diederiche erkennen, „den scharfen Lehrern ergeben und willfährig“ (Heinrich Mann), nur dann zur Haltung fähig, wenn sie zu einem verhältnismäßig geringen Preis einzunehmen ist?

Wenn wir das nicht wollen, brauchen wir Vordenker, Vorredner, Vorprovocierer, die Ambivalenz ertragen oder gar herausfordern. Wir müssen sie spüren, um sie zu verstehen, statt sie mit dem Abdeckstift der herrschenden Meinung zu übertünchen. Zur Demokratie gehört, Ambivalenz auszuhalten und sie als besonderen Wert des demokratischen Systems zu betrachten. Wir brauchen Argumente, die diese Ambivalenz auszuloten vermögen und durch denkende Menschen vorgebracht werden. Stattdessen haben wir Chefdeuter und jede Menge kleiner Diederiche. Sie stehen zusammen, begeistert von der eigenen Interpretation der Dinge. Wer sagt ihnen, dass sie nicht die einzige ist?

Meckel, 41, lehrt Kommunikationswissenschaft an der Universität St. Gallen.

* Defa-Produktion nach dem Roman von Heinrich Mann, mit Werner Peters, 1951.